

AUS DEM TAGESSPIEGEL (BERLIN) VOM 1. FEBRUAR 2018

Alleinstehend, drei Kinder, obdachlos

PORTRÄT Eine junge Mutter landet in einer Notunterkunft für obdachlose Familien. Einer Redakteurin erzählt sie, wie es so weit kommen konnte.



DREHBUCH

Zeitung Der Tagesspiegel
Auflage 109.400
Kontakt Marie Rövekamp
Telefon 030 – 29 02 11 46 03
E-Mail marie.rovekamp@tagesspiegel.de

Idee Das Thema Obdachlosigkeit sei in Berlin omnipräsent, sagt Marie Rövekamp, Redakteurin des *Tagesspiegels*. Als in der Stadt die erste Notunterkunft für Familien eröffnet wurde, beschloss die Redaktion, das groß aufzugreifen – als Reportage auf einer Doppelseite. Rövekamp wollte dazu die Geschichte einer betroffenen Mutter erzählen.

Recherche Die Redakteurin ging zur Eröffnung der Einrichtung und führte ein erstes Gespräch mit der Leiterin. Diese sei zunächst zurückhaltend gewesen, Kontakte zu betroffenen Frauen zu vermitteln, erzählt Rövekamp; es würde vielen Frauen schwerfallen, über ihre Situation zu sprechen. Schließlich konnte die Redakteurin sie aber überzeugen. Nach vier Wochen hatte die Leiterin eine potenzielle Protagonistin gefunden: 39 Jahre alt, eine alleinerziehende Mutter mit drei Kindern, die

ihre Wohnung verlassen musste, weil sie die Miete nicht zahlen konnte. Rövekamp traf sich in einem Café mit ihr, um Vertrauen aufzubauen. Drei weitere Treffen folgten: Sie war bei der Räumung der Wohnung dabei und besuchte die Frau zwei Mal in der neuen Unterkunft.

Umsetzung Wie konnte es so weit kommen? Wie gehen die Kinder mit der Situation um? Diese Fragen standen im Zentrum der Gespräche. Um eine vertrauliche Atmosphäre zu schaffen, habe sie der Frau angeboten, dass der Text anonymisiert erscheinen könne, sagt Rövekamp. Zudem habe sie sie daran erinnert, dass sie allzu persönliche Fragen nicht beantworten müsse. Der Artikel beginnt mit der eindrucksvollsten Szene, der Räumung der Wohnung, und geht dann zum Porträt über; auch die Leiterin der Einrichtung kommt in dem Text zu Wort.

Aufwand Fast drei Monate hätten zwischen Eröffnung der Notunterkunft und Erscheinen des Textes gelegen, sagt Rövekamp. Dabei habe nicht nur die Suche nach einer Protagonistin länger gedauert, auch der Umgang mit der Frau sei nicht immer einfach gewesen. „Manchmal dauerte es, bis wir uns getroffen haben“, erzählt die Redakteurin. Entweder, weil die Frau Amtstermine wahrnehmen musste, oder weil sie sich an bestimmten Tagen psychisch nicht in der Lage zu einem Treffen sah.



Marie Rövekamp ist Redakteurin des Tagesspiegels.

Resonanz Es habe viele Leserreaktionen gegeben, erzählt die Redakteurin. Darunter seien auch Leser gewesen, die die Frau finanziell unterstützen wollten. Zudem habe der sozialpolitische Sprecher der Grünen den Artikel als Aufhänger genommen, um im Bundestag über die Auswirkungen von Hartz-IV-Sanktionen zu sprechen.

Link www.bit.ly/TSP-Obdachlos

drehscheibeTIPP

Notunterkünfte, betreutes Wohnen: Welche Einrichtungen speziell für wohnungslose Frauen gibt es in der Stadt? An wen können sie sich wenden? [Serviceseite.](#)

Heimweh

Zwei Stunden hat sie Zeit, um die Möbel und Spielsachen zu holen. Dann dürfen Anna Nowak und ihre drei Kinder nicht mehr zurück in die Wohnung. Immer mehr Familien sind in Berlin von Obdachlosigkeit betroffen. Bericht über einen Teufelskreis aus Armut, Überforderung und Scham

Zwei Tage vor Weihnachten darf sie noch einmal in ihre alte Wohnung. Das Glas in der Spüle hat einen Kaffeering, das Brot im Korb ist verschimmelt, die dunkelroten Rosen auf dem Fensterbrett sind verwelkt. Es ist zehn Uhr morgens. Unten am Bordstein steht ein Umzugswagen. Bis Punkt zwölf hat Anna Nowak Zeit, um ihr Leben auseinanderzuschrauben, es von der Wand zum Fensterbrett zu packen, runterzutragen, mitzunehmen. Obwohl sie dort, wo sie jetzt schläft, gar keinen Platz für Möbel hat. Nicht einmal für Kartons.

Kurz schaut Anna Nowak zu, wie eine der beiden Frauen, die nebenan wohnen und ihr helfen, einen Packer Kinderpullovers aus der Kommode nimmt und in einen blauen Müllsack stopft. Die andere wickelt einen Fußballpokal in Zeitungspapier. „Ist das nicht traurig?“, fragt Nowak.

Anna Nowak, die eigentlich anders heißt, aber unerkannt bleiben möchte, ist 39 Jahre alt und ganz in Schwarz gekleidet. Schwarzes T-Shirt, schwarze Leggings, schwarze Turnschuhe. Die Haare hat sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, damit sie in der Eile nicht stören. Ihre Eltern und Freunde wissen nicht, was gerade geschieht. Auch nicht, dass sie hier vor drei Wochen mit ihren Kindern vor die Tür gesetzt wurde.

Bis Ende Januar hat sie mit ihnen ein Zimmer in einer Notunterkunft in Reinickendorf. Was dann geschieht, weiß sie nicht.

Obdachlose, die in Schlafsäcken draußen auf dem Boden oder auf Bänken kauern, sind nur ein kleiner, der sichtbare Teil. Die weitaus größere Gruppe schläft in Not- und Gemeinschaftsunterkünften. Und es werden immer mehr. 2016 hat sich die Zahl in Berlin gegenüber dem Vorjahr fast verdoppelt – auf mehr als 30.000. Im vergangenen Jahr, schätzt der Senat, waren es mindestens 50.000. Experten sagen, viele der Menschen sind gepflegt, normal gekleidet, man sieht ihnen die Wohnungslosigkeit nicht an. So ist es auch bei Anna Nowak.

VON MARIE RÖVEKAMP



Freude vier Wände. Die erste Notübernachtungsstelle für Familien wurde im September in Kreuzberg eröffnet. Zwei bis drei Wochen können die Familien in der ständig voll belegten Einrichtung bleiben, um ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen.

ber spricht, beginnt sie zu weinen. Sie fasst sich an den Bauch. Das Erzählen tut ihr körperlich weh.

Viola Schröder kennt viele dieser Geschichten, die schwer zu glauben sind. „Oft hätte man eine Räumung abwenden können, wenn die Eltern sich Hilfe geholt hätten, aber die sind aus Angst und Scham völlig unfähig, zu reagieren.“ Viola Schröder leitet die erste Notübernachtungsstelle für Familien in Berlin, die im vergangenen September eröffnet wurde, weil immer mehr Familien in der Stadt bei den üblichen Anlaufstellen um Unterschlupf gebeten hätten. Wie viele es genau sind, könne niemand sagen. Niemand zählt sie. Gefühlt seien 60 Prozent EU-Bürger, oft aus Bulgarien oder Rumänien, und 40 Prozent Deutsche.

Unter ihnen war ein Polizist mit Kindern, ein Vater aus Bayern, der in Berlin neu anfangen wollte, aber keine Arbeit fand, eine Mutter mit einem Baby auf dem Arm. „Es kann schneller gehen, als man denkt“, sagt Viola Schröder.

Zwei bis drei Wochen können die Familien in der ständig voll belegten Einrichtung bleiben, mit 30 Betten. Weil sich weitaus mehr melden, müssen Familien abgewiesen werden.

Kreuzberg, Wangenstraße 12, erstes Geschoss: Die Zimmer sind schlicht eingerichtet. Hochbetten aus Holz, grüne Bettwäsche, ein kleiner Tisch, zwei Stühle, ein Schrank. Die Notübernachtungsstelle versteht sich als ein geschützter Ort, wo Familien unter Anleitung beginnen sollen, ihr Leben in den Griff zu kriegen. Hier können sich die Eltern sortieren, Unterlagen in einem Kasten besorgen, Anträge ausfüllen, eine Bleibe suchen. „Manche kommen mit Hunderten von losen Zetteln hierher“, sagt Schröder.

Die Kinder sollen währenddessen etwas Abstand zu den Sorgen ihrer Eltern bekommen. Neben zwei Sozialarbeiterinnen arbeiten hier zwei Integrationslotsinnen, die mit den Kindern basteln oder malen. Dabei beobachten sie, ob es den Kleinen gut geht. Ob sie verwarholt sind, dreckige Sachen tragen, unangenehm riechen.

Viele der Familien werden von dort in ein Heim für wohnungslose Menschen vermittelt. So war es auch bei Anna Nowak, die mit ihren Kindern eine Nacht hier verbrachte. „Wir schlafen heute mal woanders“, sagte Anna Nowak, als sie ihre Söhne Alex und Bartosz von der Schule abholte und nach Kreuzberg fuhr. Paulina war an dem Tag krank, konnte nicht in die Kita. Als sie aus ihrer Wohnung sollten, hatte ihre Mama sie schnell zu den Nachbarinnen gebracht.

Was sie bei sich hatten, waren an jenem Novembertag nur ihre Rucksäcke und die Kleidung, die sie tragen. Nichts zum Wechseln, nichts zum Schlafen. An nichts hatte Anna Nowak, gelähmt wie sie war, gedacht. Sogar ihren Ausweis vergaß sie.

Ein vernebelter Abend Anfang Januar. Aus der ersten Nacht, in der sie woanders schlafen würden, sind mittlerweile 41 geworden. In ihrem Zimmer im Wohnheim in Reinickendorf steht ein Doppelbett aus Holz, in dem Mama und Paulina schlafen, und ein Hochbett für die Jungen. Sie haben einen Kühschrank, einen weißen Tisch mit vier Tellern, vier Tassen und Gläsern, zwei Plastikstühle und einen weißen Kleiderschrank. „Mama, ich nehme die mal eben mit“, sagt Bartosz und greift nach einer Toilettenpapierrolle. „Das ist das Demütigendste“, sagt seine Mutter. Mit der Rolle in der Hand über den Flur zu einer Toilettenkabine zu gehen. Die drei Kabinen, vier Duschen und die Küche teilen sich acht Familien.

Anna Nowak schaut Paulina an, die ihren gefüllten Rucksack auf den Boden stellt. „Geh dir hier gut?“

„Ja, guunuu.“

„Vermisst du unsere alte Wohnung?“

„Ja.“

„Was vermisst du?“

„Mein Spielzeug und mein Zimmer.“

„Was mochtest du daran am meisten?“

„Die rosa Tapete. Und da konnte ich alleine schlafen.“

„Geh mal nach deinen Brüdern gucken“, sagt Anna Nowak. Ihre Tochter soll nicht sehen, wie sie weint.

In Polen, wo sie am 7. Mai 1978 geboren wurde, geht Anna Nowak auf eine gute Schule, studiert Wirtschaftswissenschaften, arbeitet als Projektmanagerin. Sie verliebt sich. Erst in den Vater von Alex, 9, und Bartosz, 8, später in den Vater von Paulina, 4. Sie kommt für ihn nach Deutschland, aber während der Schwangerschaft trennt sie sich von ihm und zieht 2013 von Bautzen nach Berlin. Als Paulina ein Jahr alt ist, geht sie wieder arbeiten. Soll bei einem großen Hotel die Prozesse optimieren. Doch sie kommt abends immer so spät nach Hause, bringt die Kinder nur ins Bett, hat das Gefühl, eine schlechte Mutter zu sein. Deswegen kündigt sie. Eine Pause, nur für ein paar Jahre.

Denkt sie. Nur, bis die Kinder ein bisschen älter sind. „Und dann merkst du, dass du länger in Hartz IV bleibst als geplant.“

Zur Schule bringen, von der Schule abholen, Programmier-AG, Elternabende, vier Mal in der Woche haben Alex und Bartosz Fußballtraining, zweimal hat Paulina Breakdance. Am Wochenende sind Turniere und Kindergeburtstage. Anna Nowak versucht das zu schaffen, ohne irgendjemandem zu sagen, dass sie Hartz IV bekommt. Ohne sich einzugehen, dass sie sich die Träume ihrer Kinder nicht leisten kann. Die Vereinsgebühren, die Trikots, Fußballschuhe und Fahrräder. „Ich habe mich nie als Sozialhilfeempfänger gesehen“, sagt sie. Und so wollte sie auch von niemandem gesehen werden.

Im Frühjahr 2017 beginnen die Probleme. Nach drei Jahren endet die Familienhilfe des Jugendamtes, die sie nach der Trennung von Paulinas Vater als alleinerziehende Mutter in einer fremden Stadt beantragt hatte. Dabei hatte ihr eine Sozialpädagogin bei der Erziehung und im Haushalt geholfen. Anna Nowak hat das Gefühl, ihr Leben ohne Unterstützung meistern zu können, aber im Juni kommt sie mit der Post nicht mehr hinterher, der Bearbeitung von Briefen. Erst mal in die Ecke damit, Vorhang zu. Später wird sie nachschauen. In Ruhe.

Doch immer kommt etwas dazwischen. Und so nimmt sie erst jetzt, sieben Monate später, die vielen Zettel, Briefe und Formulare in die Hand und packt sie hastig in neun Kartons und Kisten. Verteilt das Chaos um.

Wenn die Eltern sich Hilfe geholt hätten, hätte man eine Räumung oft abwenden können, aber die sind aus Angst unfähig, zu reagieren.



Backen, basteln, malen. Die Kinder sollen in der Notübernachtungsstelle etwas Abstand zu den Sorgen ihrer Eltern bekommen. Die vierjährige Paulina sagt: „Ich vermisse mein Spielzeug, mein Zimmer. Und die rosa Tapete. Da konnte ich alleine schlafen.“ Fotos: Doris Spiekermann-Klaus

„Die Gefahr, abzurutschen, ist bei allen da“

Viele Familien gehen regelmäßig zur Tafel

Frau Werth, wie häufig stehen in Ihren Schlangenfamilien mit Kindern?

Immer. Im Monat besuchen insgesamt etwa 50 000 Menschen die Berliner Ausgabestellen der Tafel, ein Drittel davon sind Kinder und Jugendliche. Außerdem wächst der Anteil von Rentnerinnen und Rentnern. Der große Teil der übrigen Erwachsenen sind alleinerziehende Eltern.

Wie erleben Sie die Kinder, die Ihnen bei der Tafel begegnen?

Erst mal ganz normal. Ich glaube, für die meisten ist es völlig okay, zu uns zu kommen – zumal sie dort auf andere treffen, die in einer ähnlichen Lage sind. Wir bieten ihnen eine Bezugsgruppe, haben auch ein Kinderprogramm, Ehrenamtliche, die mit den Kids spielen oder basteln. Die Jugendlichen tun sich dagegen oft schwer. Insbesondere, wenn jemand das erste Mal zu uns kommt, ist das immer schambesetzt. Ich verstehe das total. Wir versuchen, dem zu begegnen, indem wir zugewandt sind, Verständnis zeigen und deutlich machen: Du bist jetzt hier, das ist eine blöde Situation, aber zusammen machen wir das Beste daraus. Es kommt immer wieder vor, dass Menschen, die früher unsere Gäste waren, später ehrenamtlich mithelfen wollen. Auch junge Leute. Manche haben inzwischen ein gutes Leben, andere keinen Job und einfach viel Zeit. Die wollen sie nutzen, um etwas zurückzugeben.

Sie als Berliner Tafel betreiben keine Suppenküche, sondern verteilen Nahrungsmittelspenden, die in Supermärkten oder Restaurants übrig geblieben sind, aber noch zubereitet werden müssen. In welchen Umstanden leben diejenigen, die zu Ihnen kommen?

Sie müssen zumindest Zugang zu einer Kochstelle haben. In einigen Notunterkünften teilen sich die Bewohner eine Küche. Die meis-



Sabine Werth gehört zu den Gründerinnen der Berliner Tafel, die seit 1993 gespendete Lebensmittel an Bedürftige verteilt. Heute ist die Sozialpädagogin Vorsitzende des Vereins

ten, die uns aufsuchen, haben noch eine Wohnung, aber kaum Mittel für sonst irgendwas. Wir wollen, dass die Familien wieder beieinandersitzen und gemeinsam essen und sich dank unserer Unterstützung vielleicht auch mal etwas außer der Reihe leisten können, einen Zoobesuch zum Beispiel. In einigen unserer Abgabestellen werden auch Kleidung oder Bücher verteilt, gerade die Bücher sind enorm beliebt. Für so was fehlt im Alltag viel das Geld.

Wie gefährdet sind diese Familien, weiter abzurutschen, ihr Zuhause zu verlieren?

Jede Einzelne von ihnen bewegt sich mit ihrer Existenz auf sehr dünnem Eis. Wenn es mit dem Geld hinten und vorne nicht reicht, wird welches verschoben, im Zweifel eben auch mal die Miete angeschafft. Wir müssen uns vor Augen führen: Wir haben 750 000 Arme in der Stadt. Nur ein kleiner Teil nutzt ja überhaupt unser Angebot, und wir stoßen jetzt schon überall an Kapazitätsgrenzen. Wir versorgen die Menschen auch nicht, wir unterstützen sie lediglich, und selbst darauf gibt es kein Geld. Zu peinlich. Wie hoch ihre Schulden sind? „4000 Euro vielleicht, plus Räumungskosten, plus was weiß ich“, sagt sie. Ob sie, wie es vorhatte, die Kartons mit den vielen Zetteln und Briefen schon durchgeschissen hat? Nein, will sie noch. Was sie ab Februar macht? Wird sich in diesem Monat ergeben. Sie könnte noch eine Weile bleiben, aber das möchte sie nicht. Manche Familien sind schon ein Jahr hier.

„Ich schaffe es nicht, über all das nachzudenken. Ich schaffe es nicht“, sagt sie und hält sich die Augen zu. „Ich bin ein hoffnungsloser Fall.“

Ihren Eltern in Polen hat sie erzählt, dass sie mit den Kindern gerade in einem Zimmer lebt, aber nicht, dass sie das nur bis Ende des Monats haben. Zu Freunden, in die Schule, zum Training und zu den Turnieren der Jungen geht sie nicht mehr, weil sie nicht mehr so tun kann, als sei alles gut. „Ich gehe jetzt zu anderen Menschen, die ich gehöre jetzt zu denen, die zur Obdachlosenhilfe und zur Tafel gehen“, sagt sie.

Zur Tafel kann sie einmal im Monat. „Mir wird schlecht, wenn ich darüber nachdenke. Es ist so erniedrigend.“ Sie kriegt dort eine Waschkla- mer mit einer Nummer, stellt sich in eine Reihe von traurig blickenden Gesichtern, sagt, dass sie drei Kinder hat und wie viel sie braucht. „Der letzte Mal habe ich zwei Joghurts bekommen, vier Eier und ein Viertelstück Butter.“ Danach verkriecht sie sich im Bett.

Hat Anna Nowak im November nach der Räumung noch gesagt, „Ich werde das schaffen“, sagt sie im Januar, sie habe keinen Plan, keine Lösung. „Ich habe Angst, mit meinen Mietschulden nie wieder eine Wohnung zu bekommen“, sagt sie und schaut an die Wand zum Bild vom Heiligen Antonius, dem Schutzpatron der verlorenen Seelen. „Ich habe Angst, nie wieder ein glückliches, ein nicht soziales Leben zu haben, weißt du? Ich habe den Glauben daran verloren.“

Ihr Leben ist ihr zurück geworden. „Man nimmt keine Drogen, trinkt nicht, und trotzdem landet man ganz unten.“ Nur noch Schulden, Tafel und Heim. Nur noch bitten und betteln.

„Aber sag, bin ich so wertlos?“

— Das Gespräch führte Maris Hubschmid

Das Allerschlimmste ist, dass ich mich so sehr schäme. Ich bin an all dem schuld. Ich habe versagt.

Für das erste Treffen, in einem Café in Kreuzberg, kurz nach ihrem Rauswurf Ende November, hatte sich Anna Nowak zurechtgemacht. Sie hatte ihre langen blonden Haare glatt gekämmt, Make-up aufgelegt, ihre Wimpern getuschelt und die Augenbrauen dunkel nachgemalt, sich die Nägel ge- feilt und eine weiße Bluse besorgt. Sie wollte nicht aussehen wie eine Frau, die kein Zuhause mehr hat. Die „am Arsch ist“, wie sie sagt. Heute hat Anna Nowak keine Kraft, um sich zu schminken. Dass sie keine Kraft hat, sagt sie oft.

„Das Allerschlimmste ist, dass ich mich so sehr schäme“, sagt Anna Nowak. „Ich bin an all dem schuld. Ich habe versagt.“

Die Nachbarinnen und zwei Umzugshelfer tragen das beigefarbene Sofa, den Esstisch, das Bücherregal und die Fotoalben aus dem Wohnzimmer nach unten auf die Straße. Übrig bleibt eine Zimmerecke, die von einem hellbraunen Vorhang ver- hüllt ist. Als Anna Nowak den Vorhang wegzieht, steht sie vor einem riesigen Tisch, darauf ein Berg von Zetteln, Briefen, Überweisungsrägern, Formularen, Einladungen, Prospekten mit Sonderan- geboten und Kassenbons. Der versteckte Haufen ist anderthalb Meter hoch. Er ist die Erklärung für ihre Geschichte. Für die Kürzung der Gelder vom Jobcenter, die Schulden, die Räumung, die Obdach- losigkeit. Dafür, wie sie im vergangenen Jahr den Überblick verlor. Sich wortwörtlich verzettelt hat.

Irgendwann, dachte sie, würde sie sich drum kümmern. Sie dachte, das funktioniert. Doch das hat es nicht. Wie es passieren konnte, dass sie mit ihren drei Kindern keine Wohnung mehr hat, sondern in einem kleinen Zimmer in einer Notunterkunft hockt, fällt ihr schwer, zu erklären. Wenn sie darti-

Vor ein paar Jahren war der Obdachlose noch der deutsche Mann zwischen 35 und 55. Jetzt sehen wir viel mehr Familien.

mehr Geld für die Bezirke, damit diese Zwangs- räumungen von Familien künftig verhindern können. Jeder Obdachlose soll eine feste Unterkunft bekommen. Das ist das Ziel. Angesichts viel zu wenig Sozialwohnungen allerdings ein illusorisches. Überlegt wird deshalb, für Flüchtlinge errichtete Wohncontainer auch zur Unterbringung von Wohnungslosen zu nutzen. Für eine Übergangsphase. Eine Übergangsphase, das soll auch dieses Zim- mer sein, in dem Anna Nowak sitzt und das sie nur mit Anführungszeichen als ihr Zuhause bezeich- net. Ein richtiges Zuhause haben, heißt für sie, dass der Name an Klingelschild und Briefkasten steht. Kochen und backen zu können. Vorgange- nen Sonntag wollte sie Pfannkuchen machen, aber weil sie keine Rührschüssel und keinen Mixer hat, ist sie zu ihren ehemaligen Nachbarinnen gefahren und hat den Teig dort zubereitet. Küchengeräte will sie sich nicht anschaffen. Es soll hier ja nicht von Dauer sein. Zu Hause sein heißt für sie, auf dem Sofa liegen, entspannen, einen Film gucken, während die Kin- der in ihrem Zimmer spielen. Hier sind sie immer beieinander. Tag und Nacht. „Ich bin froh, wenn sie mal auf dem Flur sind, aber ich kenne die Menschen hier nicht und mache mir dann Sor- gen“, sagt sie. „Aber ständig mit den Kindern zu- sammen sein – da kriegt ich eine Macke.“

Ihre Möbel und Kartons hat Anna Nowak in ei- nen Kellerraum gebracht. Die monatliche Miete dafür beträgt 250 Euro. Vom Jobcenter bekommt sie nach der Verrechnung von Kindergeld und Un-

terstützungsvorschuss aber nur 288 Euro und die 25 Euro pro Tag für das Zimmer. Wie sie den Lager- raum bezahlen will, neben Lebensmitteln, Klei- dung, Hort, Kita, Vereinsgebühren?

„Weiß sie nicht.“ Sie überzieht das Konto ein bisschen, leihst sich was von „Bekanntem“. Von den Vätern ihrer Kin- der bekommt sie nichts, von ihren Eltern möchte sie kein Geld. Zu peinlich. Wie hoch ihre Schulden sind? „4000 Euro vielleicht, plus Räumungskos- ten, plus was weiß ich“, sagt sie. Ob sie, wie es vorhatte, die Kartons mit den vielen Zetteln und Briefen schon durchgeschissen hat? Nein, will sie noch. Was sie ab Februar macht? Wird sich in diesem Monat ergeben. Sie könnte noch eine Weile bleiben, aber das möchte sie nicht. Manche Familien sind schon ein Jahr hier.

„Ich schaffe es nicht, über all das nachzudenken. Ich schaffe es nicht“, sagt sie und hält sich die Augen zu. „Ich bin ein hoffnungsloser Fall.“

Ihren Eltern in Polen hat sie erzählt, dass sie mit den Kindern gerade in einem Zimmer lebt, aber nicht, dass sie das nur bis Ende des Monats haben. Zu Freunden, in die Schule, zum Training und zu den Turnieren der Jungen geht sie nicht mehr, weil sie nicht mehr so tun kann, als sei alles gut. „Ich gehe jetzt zu anderen Menschen, die ich gehöre jetzt zu denen, die zur Obdachlosenhilfe und zur Tafel gehen“, sagt sie.

Zur Tafel kann sie einmal im Monat. „Mir wird schlecht, wenn ich darüber nachdenke. Es ist so erniedrigend.“ Sie kriegt dort eine Waschkla- mer mit einer Nummer, stellt sich in eine Reihe von traurig blickenden Gesichtern, sagt, dass sie drei Kinder hat und wie viel sie braucht. „Der letzte Mal habe ich zwei Joghurts bekommen, vier Eier und ein Viertelstück Butter.“ Danach verkriecht sie sich im Bett.

Hat Anna Nowak im November nach der Räumung noch gesagt, „Ich werde das schaffen“, sagt sie im Januar, sie habe keinen Plan, keine Lösung. „Ich habe Angst, mit meinen Mietschulden nie wieder eine Wohnung zu bekommen“, sagt sie und schaut an die Wand zum Bild vom Heiligen Antonius, dem Schutzpatron der verlorenen Seelen. „Ich habe Angst, nie wieder ein glückliches, ein nicht soziales Leben zu haben, weißt du? Ich habe den Glauben daran verloren.“

Ihr Leben ist ihr zurück geworden. „Man nimmt keine Drogen, trinkt nicht, und trotzdem landet man ganz unten.“ Nur noch Schulden, Tafel und Heim. Nur noch bitten und betteln.

„Aber sag, bin ich so wertlos?“